



ROMAN



Die
vielen
Talente der
Schwestern
Gusmão



MARTHA
BATALHA



MARTHA BATALHA

Die vielen Talente der Schwestern Gusmão

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Marianne Gareis

Insel Verlag



Die brasilianische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
A vida invisível de Eurídice Gusmão
bei Companhia das Letras, São Paulo.

Die Übersetzung wurde gefördert von der Fundação Biblioteca
Nacional des brasilianischen Kulturministeriums.
(Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura do Brasil/
Fundação Biblioteca Nacional.)



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Erste Auflage 2016

insel taschenbuch 4548

Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2016

© 2016 by Martha Batalha. Published by special arrangement
with Villas-Boas & Moss Literary Agency & Consultancy

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagabbildungen: shutterstock, Berlin

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36248-7

1.

Als Eurídice Gusmão Antenor Campelo heiratete, war die Sehnsucht nach der Schwester bereits verfliegen. Eurídice war in der Lage zu lächeln, wenn sie etwas Lustiges hörte, und sie konnte auch zwei Seiten in einem Buch lesen, ohne aufzublicken und sich zu fragen, wo Guida wohl gerade war. Zwar suchte sie weiter nach der Schwester, indem sie auf der Straße alle weiblichen Gesichter prüfte, und einmal war sie sich sogar sicher gewesen, Guida in der Tram nach Vila Isabel gesehen zu haben. Doch dann verflieg diese Gewissheit wieder, wie all die anderen, die sie bis dahin gehabt hatte.

Warum Eurídice und Antenor heirateten, weiß keiner so genau. Die einen meinen, es sei zur Hochzeit gekommen, weil José Salviano und Manuel da Costa schon vergeben waren. Andere sehen den Grund für diese Verbindung in der Erkrankung von Antenors Tante, die dem Neffen nun nicht mehr die Wäsche mit dieser besonderen Lavendelseife waschen und ihm auch nicht mehr die Hühnersuppe mit den unsichtbaren Zwiebelstückchen zubereiten konnte, denn Antenor liebte zwar den Geschmack der Zwiebel, verabscheute aber ihre Konsistenz, und ein einziges, in den Bohnen verstecktes Zwiebelstückchen konnte einen langen Alka-Seltzer-Nachmittag voller Übelkeit und Aufstoßen zur Folge haben. Wieder andere glauben, Eurídice und Antenor hätten sich tatsächlich ineinander verliebt, doch diese Verliebtheit habe genau jene drei Minuten angehalten, die ein Tanz auf dem Maskenball des Marineclubs dauert.

Tatsache ist, dass sie heirateten, mit vollbesetzter Kirche und einem Empfang im Hause der Braut. Zweihundert Kabeljaukroketten, zwei Kästen Bier und eine Flasche Sekt zum

Anstoßen, wenn die Torte angeschnitten würde. Ein Nachbar, Geigenlehrer, bot sich an, auf dem Fest zu spielen. Stühle wurden an die Wand gerückt, damit die Paare Walzer tanzen konnten.

Es gab nicht viele junge Frauen auf dem Fest, denn Eurídice hatte keine Freundinnen. Anwesend waren nur zwei nicht besonders alte Tanten sowie eine nicht besonders attraktive und eine nicht besonders sympathische Nachbarin. Die hübscheste junge Frau war die auf dem Foto in dem einzigen Bilderrahmen im Wohnzimmer.

»Wer ist das Mädchen auf dem Foto?«, fragte ein Freund des Bräutigams.

Antenor stieß den Freund in die Rippen und sagte, er solle sich benehmen. Der junge Mann fühlte sich bloßgestellt, blickte nach rechts und nach links und dann auf das Glas in seiner Hand, stellte das Bier auf dem Tisch ab und begab sich in die andere Wohnzimmerecke.

Es war eine einfache Zeremonie, auf die ein einfaches Fest und schwierige Flitterwochen folgten. Das Laken war nicht fleckig, und Antenor war empört.

»Wo zum Teufel hast du dich rumgetrieben?«

»Ich hab mich nirgends rumgetrieben.«

»O doch, Weib!«

»Nein, hab ich nicht.«

»Komm mir nicht mit Ausreden, du weißt genau, was wir hier hätten sehen müssen.«

»Ja, das weiß ich, meine Schwester hat es mir erklärt.«

»Flittchen. Ich habe ein Flittchen geheiratet.«

»Sag nicht so was, Antenor.«

»Doch, das sag ich, und ich wiederhole es auch. Flittchen, Flittchen.«

Allein im Bett, den Körper unter der Decke versteckt,

weinte Eurídice leise wegen der *Flittchen*, die sie gehört hatte, wegen der *Flittchen*, die die ganze Straße gehört hatte. Und weil es wehgetan hatte, zuerst zwischen den Beinen und dann in ihrem Herzen.

In den darauffolgenden Wochen beruhigte sich das Ganze, und Antenor kam zu dem Schluss, dass er die Frau nicht zurückzugeben brauchte. Sie konnte die Zwiebelstückchen zum Verschwinden bringen, war eine gute Wäscherin und Büglerin, sprach wenig und hatte einen hübschen Hintern. Außerdem machte der Vorfall aus der Hochzeitsnacht ihn größer, weshalb er nun sogar den Kopf neigen musste, um sich an seine Gattin zu wenden. Eurídice dort unten nahm alles hin. Sie hatte sich immer schon als belanglos erachtet. Niemand ist von Belang, wenn er bzw. sie dem jungen Mann von der Volkszählung sagen muss, er solle in der Sparte Beruf »Hausfrau« eintragen.

Neun Monate und zwei Tage nach der Hochzeit kam Cecília zur Welt. Sie war ein strahlendes, dickes Baby und wurde von der Familie gefeiert. Allenthalben hieß es: *ein reizendes Baby!*

Ein Jahr später kam Afonso zur Welt. Er war ein strahlendes, dickes Baby und wurde von der Familie gefeiert. Allenthalben hieß es: *ein Junge!*

Da sie es geschafft hatte, ihre Kernfamilie in knapp zwei Jahren um hundert Prozent zu vergrößern, fand Eurídice, es sei nun an der Zeit, sich hinsichtlich ihrer körperlichen Ehepflichten zur Ruhe zu setzen. Sie versuchte, Antenor ihre Entscheidung beizubringen, indem sie in den samstäglichem Morgenstunden und in den dunklen Augenblicken nach neun Uhr Unpässlichkeit vorschützte. Doch Antenor wollte nichts davon wissen. Er war ein Mann fester Gewohnheiten und Routinen, wie zum Beispiel jener, sich an das Nachtkleid sei-

ner Frau zu schmiegen und seine Nase in ihrem weichen weißen Hals zu vergraben. Eurídice versuchte es also mit anderen Mitteln. Sie legte so viele Kilos zu, dass diese Antenor förmlich anbrüllten, er solle verschwinden.

Sie besserte ihr Frühstück mit dem Zehn-Uhr-Imbiss auf, ihr Mittagessen mit dem 16-Uhr-Imbiss und ihr Abendessen mit dem nächtlichen Snack um 21 Uhr. Die Pausen wurden gefüllt mit den Resten von Babybrei und dem Kosten der Gerichte, es könnte ja noch Salz fehlen oder Zucker oder Würze. Sie bekam ein dreifaches Kinn, diese Eurídice. Ihre Augen schienen kleiner zu werden, und ihre Haare reichten nicht mehr aus, um all diese Gesichtszüge zu umrahmen. Als sie sah, dass sie ihr Ziel erreicht hatte und ihr Mann sich ihr nicht mehr näherte, bemühte sie sich um eine gesunde Ernährung. Und so hielt sie nun montagvormittags und in den Pausen zwischen den Mahlzeiten Diät.

Eurídice's Gewicht stabilisierte sich, ebenso wie der Alltag der Familie Gusmão Campelo. Antenor ging zur Arbeit, die Kinder zur Schule, und Eurídice blieb zu Hause. Sie drehte das Fleisch durch den Wolf und mit dem Fleisch die trostlosen Gedanken, die ihr Leben so freudlos machten. Sie hatte keinen Beruf, ihre Schulzeit war vorbei, wie füllte man da den Tag, wenn die Betten gemacht, die Pflanzen gegossen, das Wohnzimmer gefegt, die Wäsche gewaschen, die Bohnen gewürzt, der Reis gekocht, das Soufflé zubereitet und die Steaks gebraten waren?

Eurídice war nämlich, das sei hier erwähnt, eine hochintelligente Frau. Hätte man ihr fertige Baupläne gegeben, sie hätte Brücken gebaut. Hätte man ihr ein Labor gegeben, sie hätte Impfungen erfunden. Hätte man ihr weiße Blätter gegeben, sie hätte einen Klassiker geschrieben. Doch man gab Eurídice schmutzige Unterhosen, und die wusch sie geschwind und or-

dentlich, setzte sich danach aufs Sofa, betrachtete ihre Nägel und dachte darüber nach, worüber sie nachdenken könnte.

Und irgendwann kam Eurídice zu dem Schluss, einfach nicht mehr nachzudenken. Um nicht mehr nachzudenken, musste sie sich den ganzen Tag über beschäftigen, und es gab da eine häusliche Tätigkeit, die den Vorteil bot, schier unerschöpflich zu sein in ihren täglichen Anforderungen: die Kochkunst. Eurídice hätte niemals Ingenieurin werden können, hätte niemals einen Fuß in ein Labor gesetzt und es auch nicht gewagt, Gedichte zu schreiben, doch sie widmete sich der einzigen erlaubten Aktivität, die auch ein Quäntchen Ingenieurskunst, Wissenschaft und Poesie enthielt.

Jeden Morgen, wenn sie Mann und Kinder versorgt hatte und alle losgeworden war, schlug Eurídice das Rezeptbuch von Tante Palmira auf. Ente mit Orange schien ihr das ideale Abendessen zu sein, weil sie dafür zunächst einmal eine Ente kaufen musste, und Orangen hatte sie auch keine da. Sie zog sich also ihr Ausgekleid an, ging zum Geflügelhändler und wählte eine gesunde Ente aus. Sie nahm auch gleich noch ein Huhn mit, weil die Ente die Nacht in einem Sud aus Wein und Gewürzen zubringen musste, weshalb das Abendessen an diesem Tag eine weitere Herausforderung wäre, aber mein Gott, sie brauchte schließlich Herausforderungen. Die Ente musste jung und fett sein, das Huhn sollte einen roten Kamm und eine fleischige Brust haben. Auf dem Markt wollte Eurídice dann noch die Orangen für den nächsten Tag, die Kokosnuss für den Maismehlkuchen, die Pflaumen für die Roastbeef-Füllung und das Dutzend Bananen besorgen, das Afonso und Cecília ernähren sollte, wenn sie auf ihrem Teller herumgestochert und »das schmeckt mir nicht« gesagt hätten.

Wieder zu Hause, würde sie das Huhn und die Ente an den Füßen packen, ihnen die Häse durchschneiden und sich

anderen Aufgaben widmen, während das Blut der Tiere in die Schüssel tropfte. Ente und Huhn wollte sie zwei Minuten lang brühen und, noch lauwarm, rupfen. Mit Papier würde sie ein Feuer auf ihnen entfachen, um den letzten Flaum abzusenzen. Innereien und Magen, Leber und Herz sollten, falls das Geflügel im Ganzen gebraten wurde, mittels eines kleinen Schnitts am Bauch oder, falls das Gericht in Portionen serviert auf den Tisch kam, mittels eines langen entlang der Körpermitte entnommen werden.

Und dann waren da die Beilagen. Kartoffeln wurden nie einfach nur zu Pommes verarbeitet, sondern im Ganzen frittiert und anschließend mit einer Schinken-Käse-Creme gefüllt. Oder gekocht, mit Sahne gratiniert, in Scheiben geschnitten und »Schweizer Kartoffeln« getauft. Der Reis war nicht einfach nur weiß, sondern wurde mit Rosinen, Erbsen und Möhren, mit Tomatensoße, Kokosmilch oder irgendeiner anderen Zutat verfeinert, die Tante Palmira in ihren Rezepten empfahl. War noch etwas Zeit übrig, investierte sie diese in den Nachtsch. Leckereien mit Pflaumendicksaft, gezuckerte Eischneeberge, Kokosbällchen mit Käsecreme. Eurídice kochte, bis alle Servierplatten gefüllt und sämtlicher freier Platz auf der Anrichte belegt war.

Die kulinarischen Experimente der jungen Frau fanden in der Familie keinerlei Anerkennung. Afonso und Cecília ergingen sich in einer Ode an die Nudeln, und Antenor war kein Mensch, der sich für Wolfsbarsch in Kapernsoße erwärmen konnte. *Mach uns Bandnudeln*, verlangten die Kinder, *mach mir ein gutes Steak*, sagte Antenor, und Eurídice eilte in die Küche, setzte Nudelwasser auf und versprach Antenor ein Filet Mignon ohne Pilze. Nach ein bis zwei Abenden mit einfachem Essen kehrte sie zurück zu den Rezepten aus dem Buch, und alle mussten so tun, als schmeckten ihnen die Kuttelsuppe,

der mit Garnelen gefüllte Kürbis und der Reis mit Meeresfrüchten.

Als Eurídice alle Rezepte durchprobiert hatte, war für sie die Zeit gekommen, eigene Gerichte zu erfinden. Diese Tante Palmira wusste zwar Bescheid, aber sie wusste auch nicht alles, und Eurídice bezweifelte, dass der Maniok und die Milch das Trockenfleisch wirklich bedecken sollten, dass sich die Guavenpaste in dem Huhn alla milanese gut machte und dass das geröstete Maniokmehl wirklich die Prise von diesem Curry vertruug, den hier niemand kannte. Eines Donnerstagsmorgens zog sie ihr Ausgekleid an und ging in die Papierwarenhandlung an der Ecke.

»Guten Morgen, Dona Eurídice.«

»Guten Morgen, Seu Antônio.«

»Suchen Sie etwas Bestimmtes?«

»Ja. Ein großes liniertes Heft.«

Seu Antônio zeigte auf den Stapel Hefte mit festem schwarzem Einband. Eurídice konzentrierte sich auf die Auswahl, und Seu Antônio konzentrierte sich auf Eurídice. Vielleicht faszinierten ihn Eurídices Rundungen deshalb so sehr, weil er sich in seiner Kindheit zum Schlafen in die Fleischmassen der schwarzen Chica de Jesus gewühlt hatte, die Antônio und seine Geschwister aufzog, während die Mutter die besten Salons von Rio besuchte. Er mochte auch ihre Augen, die Stupsnase, die kleinen Hände, das Medaillon auf der Brust, die fülligen Handgelenke und überhaupt jede Stelle, die er betrachtete.

Eurídice hielt sich lange bei dem Stapel auf. Es sollte ihr Rezeptbüchlein werden, deshalb galt es, das beste der linierten Hefte auszusuchen. Sie blätterte eines durch, fand ein Eselsohr und legte es zurück auf den Stapel. Sie nahm ein anderes, entdeckte einen Fleck auf dem Umschlag und legte auch

dieses zurück. Dann untersuchte sie ein drittes und fand keinen Makel. Sie wollte das auserwählte Heft gerade zu dem Mulatten Tinoco bringen, der seit Urzeiten in der Papeterie arbeitete, doch Seu Antônio kam ihr zuvor und nahm sich selbst der Kundin an. Während Eurídice auf das Wechselgeld wartete, plauderten sie über das Wetter. Ohne zu ahnen, dass ihre Bemerkungen zum Regen der Höhepunkt von Seu Antônio Woche gewesen waren, ging sie wieder.

Auf dem Rückweg trällerte Eurídice glücklich vor sich hin. Als sie ein »Guten Morgen, Nachbarin!« vernahm, hörte sie auf zu trällern und war augenblicklich weniger glücklich.

Es war Zélia, die Nachbarin von nebenan. Zélia war eine Frau mit zahlreichen Frustrationen. Ihre größte war, nicht der Heilige Geist zu sein, der alles sah und wusste. Eigentlich war Zélia eher Böser Wolf als Heiliger Geist, weil sie große Augen hatte, um besser sehen zu können, große Ohren, um besser hören zu können, und einen großen Mund, der die brisantesten Neuigkeiten in der Nachbarschaft verbreitete. Zélia hatte zudem den Hals einer Schildkröte, der aus ihrem Kragen zu wachsen schien, sobald jemand halbwegs Interessantes an ihrem Haus vorbeikam. Zélia war seltsamer als ein Schnabeltier, und sie löste nur deshalb nicht mehr Befremden aus, weil sie zu jener Zeit und an jenem Ort nur eines von vielen Exemplaren dieses Schlags war.

»Müssen Sie Schulsachen für die Kinder nachkaufen?«

Mit einer Geste, die ihr selbst fragwürdig vorkam, drückte Eurídice das Päckchen an ihre Brust. Sie wusste nicht, ob sie das Päckchen oder ihre Brust schützte.

»Guten Morgen, Nachbarin. Das ist ... ein Heft, in dem ich die Haushaltsausgaben notieren will.«

Am nächsten Morgen hatten sämtliche Frauen in der Straße Mitleid mit Eurídice und Antenor, weil sie in finanzi-

ellen Nöten steckten. *Wie sollte es auch anders sein!*, sagte Zélia. Eurídice war maßlos bei ihren Einkäufen im Lebensmittelladen, und wie konnte jemand nur so oft zu Casas Pedro gehen, um Gewürze zu kaufen? Und was für Gerüche dieser Küche entströmten! Exotische Gerüche, die nicht harmonierten mit denen von Reis und Bohnen aus den anderen Häusern. Diese Völlerei musste ja mal ein Ende haben.

Da Zélia nicht der Heilige Geist sein konnte, begnügte sie sich mit einer niedrigeren Funktion und erklärte sich selbst zur Prophetin. Aus ihren täglichen Beobachtungen erwuchsen genaue Prognosen, deren gemeinsames Charakteristikum die Düsternis war, denn Zélia konnte schlimmer sein als der Gott des Alten Testaments. »Die wird ihren Mann noch in den Ruin treiben«, erklärte sie mit vorgestrecktem Kinn.

Zélia war nicht von einer Stunde auf die andere zu dieser Schnabeltier-Simulation geworden – solche Evolutionsgeschichten brauchen ihre Zeit. Die Verwandlung hatte bereits in der Kindheit begonnen, als das, was eigentlich eine Gabe war, zur Last wurde. Vom Vater hatte sie die Sensationslust geerbt, von der Mutter das auf das Heim beschränkte Dasein. Das Leben schenkte ihr nur Kümmernisse, das Schicksal fehlende Alternativen. So bildete sich das Wesen dieses Klatschmauls heraus.

Wer die harten Augen der Frau sah, konnte nicht glauben, dass sie einmal in der Lage gewesen waren, ohne böse Absichten dreinzublicken. Wer das spöttische Lächeln sah, konnte sich nicht vorstellen, dass es je ein reines Lächeln gewesen war. Doch genau das war Zélia gewesen, als sie klein war: ein einziges Lächeln und reine Blicke. In den wenigen Jahren des Glücks fand sie das Leben so unglaublich, dass sie in seinen Pausen aufbeehrte und nicht schlafen wollte. *Ich*

kann die Grillen zirpen hören, kann die Geräusche im Haus erraten, kann an das denken, was ich am nächsten Morgen machen will, oder an die Vergnügungen des Nachmittags, sagte sie sich, die Augen im Dunkeln weit aufgerissen. Doch die Müdigkeit fand stets ihren Weg, das Mädchen auszutricksen, und in den Morgenstunden schlief sie dann doch ein. Weil sie aber sofort erkannte, dass man sie überlistet hatte, war sie morgens die Erste, die aufwachte.

Trällernd sprang Zélia aus dem Bett, lächelnd frühstückte sie und hüpfend verlebte sie ihre Tage. Sie erfand Tänze, verteilte Küsschen und lachte schallend, nur um des Lachens willen. Alles war für sie lustig – Steinchen in den Bohnen zu suchen, die trockene Wäsche von der Leine zu nehmen und zu falten, Spinnweben an der Decke zu entdecken und die Wohnzimmerecken auszufegen.

Die Nachbarinnen verurteilten das ungestüme Temperament des Mädchens: »Der fehlen Prügel.« Doch die Mutter verzichtete auf gute Ratschläge. »Irgendwann wird sie schon merken, dass das Leben gar nicht so freudvoll ist, aber das muss doch nicht heute sein«, sagte sie sehnsuchtsvoll, weil sie im Herumhüpfen der Tochter ihr eigenes Herumhüpfen sah, das viele Jahre zurücklag.

Der Samstag war für Zélia der wunderbarste Tag all dieser wunderbaren Tage. Dann sah sie nämlich zum ersten Mal in der Woche ihren Vater. Álvaro Staffa war tagsüber Reporter und abends Bohemien. Wenn er nach Hause kam, schliefen die Kinder schon, wenn er aufwachte, waren sie bereits in der Schule. Seinen väterlichen Pflichten kam er am Wochenende nach, wenn er damit betraut war, die Kinder zu bespaßen, während die Frau das Mittagessen zubereitete. Der Italiener kratzte sich am Kopf, blickte unsicher auf seine Zöglinge und tat schließlich das Einzige, wozu er neben Schreiben und Trin-

ken in der Lage war: Er redete über das, was geschrieben worden war und worüber er selbst noch schreiben wollte. Dafür setzte er sich Zélia auf das eine und Armandinho auf das andere Bein, platzierte Francisca und Zezinho zu seinen beiden Seiten, sagte Carlinhos, Julieta und Alice, sie sollten sich im Schneidersitz hinsetzen, machte die Tür zum Schlafzimmer zu, damit das Nesthäkchen nicht geweckt wurde, und erzählte den Kindern von den Abenteuern des Reporters. Mal war er im Copacabana Palace bei der Miss-Wahl gewesen, mal in Niterói, wo er die Schäden eines durch Feuerwerkskörper verursachten Unfalls begutachtete. Dann wieder gab es ein Mittagessen zu Ehren des Präsidenten in der Konditorei Paschoal oder die Polemik wegen der Abschaffung der Lastenträger in den Straßen des Zentrums. Die goldene Medaille, die Santos Dummont von seinen Freunden erhielt, und das Fest zu Ehren des guten Jesus auf dem Berg. Oder die Dekrete, die im Verkehrsministerium unterzeichnet worden waren, das Feuer, das eine Baracke in der Avenida Mangue zerstört hatte, die Gefängnisstrafe für diesen blinden Musiker, der immer in der Rua Direita stand und Zwillinge versorgen musste. Ein Irrsinn, diese Bestrafung, zeigte sie doch nur die Grausamkeit unserer Polizei!

Es war die einzige Stunde in der Woche, in der es in dem Haus von Rio Comprido ruhig zuging. Außer Álvaro's rauher Stimme war nur das Zischen des Schnellkochtopfs zu hören.

Bis die Prophezeiung von Zélias Mutter wahr wurde. Das Mädchen erlebte zwei Tragödien im Leben, die den Freudsprünge ein Ende setzten. Die erste war der Tod des Vaters. Die zweite die Erkenntnis, dass sie hässlich war.

Álvaro Staffa entdeckte seine Berufung zum Reporter als Fünfzehnjähriger. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits ein Mann,

geformt und neu geformt durch die Straßen Rio de Janeiros. Mit acht war er mit seinen Eltern aus Italien gekommen, mit neun war er Waise. Wie er Portugiesisch, wie er schreiben und lesen gelernt hatte, warum er nicht an Hunger, an der Pest oder bei einer Messerstecherei gestorben war, sind Geheimnisse, die sich nur durch die verschlungenen Wege des Schicksals erklären lassen. Er verkaufte Bonbons auf der Fähre nach Niterói und Fahrkarten an Trambahnhaltestellen. Er putzte Schuhe und Fenster und trug Zeitungen aus. Mit diesen kleinen Straßenjobs und mit den Gefallen, die er einem angesehenen Herrn in Frack tat, der ihn einmal pro Woche nach Lapa in ein Hotelzimmer mitnahm, nackt auf seinem Rücken herumlaufen und »O sole mio« singen ließ, fristete er seinen Lebensunterhalt.

Als knapp Dreizehnjähriger war er schon neunmal im Gefängnis gewesen. Er wusste mit dem Taschenmesser umzugehen und war ein gefürchteter Straßenräuber. Als er meinte, dass er nun genug gelebt habe und es an der Zeit sei, sich häuslich niederzulassen, stellte er einen »Karriereplan« für sich auf. Dieser bestand darin, eine Beförderung zu erwirken. Und so wurde der Zeitungsausträger Álvaro zum Redaktionsboten. Ein unglaublicher Aufstieg. Zum ersten Mal in seinem Leben arbeitete er nicht mehr unter freiem Himmel.

Die Beförderung erfolgte zu einem günstigen Zeitpunkt. Ein paar Monate zuvor hatte man ihn von seinen Diensten als Nacktsänger suspendiert, weil er zu schwer geworden war für den Rücken des befrackten Herrn. Und nun gab es all diese großartigen Annehmlichkeiten! Er verfügte nämlich über einen eigenen Schreibtisch, und wenn er gerade keinen Auftrag hatte, konnte er dort den ganzen Nachmittag in Gesellschaft eines Buches zubringen!

Das gute Leben fand im Winter 1918 ein Ende, als die

Stadt die ersten Fälle der Spanischen Grippe verzeichnete. Anfangs war es nur einer hier, einer dort. Mitte Oktober war gut die Hälfte der Bewohner Rios erkrankt. Eines Mittwochmorgens erschienen nur noch Álvaro, Camerino Rocha, der Herausgeber der Zeitung, und der Drucker in der Redaktion. Camerino blickte auf den am Schreibtisch sitzenden Jungen und fragte ihn, ob er schreiben könne. Dann schickte er ihn mit Bleistift und Notizblock auf die Straße.

Drei Stunden lang wanderte Álvaro durch Rio. Er sah Menschen, die mit dem Tod rangen, die Blut spuckten, und Kinder, die sich mit Müttern unterhielten, die bereits tot waren. Kranke im Delirium, die aus ihren Häusern vertrieben worden waren, bärtige Propheten, die das Ende der Welt verkündeten. Er hörte die Schreie vor dem Tod, die aus geschlossenen Fenstern drangen, und er zählte die Hunderte von Leichen auf den Straßen. Vergebens. Kaum hatte er seine Rechnung beendet, tauchte ein weiterer Verstorbener auf, oder der Leiterwagen der Stadtverwaltung kam, um die Leichen aufzuladen. Und wenn er weg war, lagen auf den Türschwellen bereits neue Tote, die auf die Stunde nach dem Tod warteten, auf jene Stunde, in der es darum ging, einen Platz in einem der täglich frisch ausgehobenen Massengräber zu ergattern.

In den darauffolgenden Wochen sah seine tägliche Routine so aus: Er kam in die Redaktion, schnappte sich Bleistift und Notizblock, ging hinunter auf die Straße, um die Tragödie aufzuzeichnen, und kehrte vor Redaktionsschluss mit mehr Geschichten als für die Zeitung nötig zurück. Er schien immun zu sein gegen die Krankheit; körperlich wusste man nicht, weshalb, seelisch lag es daran, dass er seine ganze Familie hatte sterben sehen. Sie war dem Gelbfieber zum Opfer gefallen.

Als die Reporter, die die Grippe überlebt hatten, in die Redaktion zurückkamen, fanden sie Álvaro an einer der Schreibmaschinen vor. Und fortan war der junge Mann, außer an den Wochenenden und an Weihnachten, immerzu an diesem Platz zu finden, viele Stunden lang, bis zu seinem Tod.

Warum war Álvaro gestorben? Dazu gibt es zwei Versionen. Laut der ersten hatte er einen großen Durst entwickelt, was sich auf seine Prioritäten auswirkte. Für den Álvaro Staffa von vor der Eheschließung waren der Frisör, Geburtstagsfeiern und das, was er zum Frühstück aß, belanglose Details gewesen, die sich in den Pausen zwischen dem wirklich Wichtigen abspielten – dem Schreiben und Reden über das, was geschrieben wurde, und dem Trinken, um besser über das reden zu können, was geschrieben wurde und was man noch schreiben konnte. Für den späteren Álvaro Staffa – den mit dem großen Durst – gab es andere Prioritäten: Er trank, um seine Ehe zu ertragen, er trank vor und nach dem Frisör, er ging auf Geburtstagsfeiern, um zu trinken und betrunken über das zu reden, was er geschrieben hatte. Die Geschichten, die er seinen Kindern erzählte, brachen nun in der Mitte ab. Das Schicksal der vier Opfer des schrecklichen Busunglücks in der Rua Dias da Cruz blieb ungewiss, weil Álvaro Staffa einnickte. Es half nichts, dass der Erstgeborene laut auf ihn einredete, es half nichts, dass Zélia an ihm rüttelte. Álvaro fing eine Geschichte an, sein Kopf wurde schwer, er versuchte die Augen wieder zu öffnen und gab schließlich auf. Es bestand keinerlei Möglichkeit herauszufinden, wer außer dem Lateinlehrer noch gestorben war.

Manchmal kam er auch verkatert in die Redaktion. Er wurde von Camerino zurechtgewiesen, und um wieder klar im Kopf zu werden, begann er Kokain zu schnupfen. Das reine deutsche Kokain, das direkt aus den Merck'schen Laboren

kam, gekauft auf dem Schwarzmarkt an der Böschung vor dem Hotel Glória.

Am schwerwiegendsten wirkte sich Álvaro's Veränderung auf die häusliche Speisekammer aus. Bisher hatte sie ein typisches logistisches Muster aufgewiesen: Am Anfang des Monats war sie voll, am Ende war Ebbe. Doch mit Álvaro's zunehmendem Verfall gab es nur noch die Ebbe vom Monatsende. Die Kammer beherbergte nun eine Handvoll Mehl, ein Restchen Zucker, ein paar Bohnen und eine einsame Zwiebel. Außerdem eine Banane, von der man nicht wusste, wie sie es geschafft hatte, den Hunger der Kinder zu überleben. Sie dunkelte vor sich hin, während die Familienmitglieder sich überlegten, ob das Elend schon so groß wäre, dass sie diese halb verfaulte Frucht essen mussten.

Álvaro Staffa starb mit fünfunddreißig Jahren an Leberzirrhose. Die Freunde, die an diese Version seines Todes glaubten, beklagten bei der Totenwache die zerstörerischen Laster, die die begabtesten Männer ihres Landes dahinrafften.

Es gibt jedoch noch eine zweite Version. Sie besagt, dass Álvaro, dieser junge, aus dem Nichts entsprungene Mann, dieser aufrecht gewachsene, durch das Leben krumm und durch die Ehe wieder aufgerichtete Baum, immer noch gewisse kriminelle Tendenzen aufwies. Álvaro liebte die Straße und die Menschen der Straße. Immer wieder fand der junge Mann Gefallen an einer Mulattin, und es waren stets Mulattinnen, auf die er Lust hatte. Doch kurz darauf ließ er sie wieder fallen, und das Leben ging weiter.

Derlei Absichten hegte der junge Mann auch, als er eines Faschingsdienstags eine sinnliche Schwarze kennenlernte, die im Karnevalszug »Nimm Den Finger Aus Dem Pudding« mitlief. Ihre Zähne waren so weiß wie ihre Augäpfel, wenngleich man das Weiße in ihren Augen gar nicht sehen konnte. Rosa

tanzte mit geschlossenen Lidern und offenem Lächeln und schwang dabei ihre Hüften auf für Álvaro einzigartige Weise. Das waren Hüften mit Persönlichkeit. Sie waren stark und fest und kräftig und unwiderstehlich.

Álvaro benötigte drei Monate, um die Eigenschaften dieser Hüften zu prüfen, was er in dem Pensionszimmer tat, das Rosa angemietet hatte. Abende lang tauschte das Paar Liebesflüssigkeiten und -schwüre aus, wobei Rosa verlangte, Álvaro solle auf Italienisch säuseln, während Álvaro verlangte, Rosa solle nackt auf und ab gehen. Die junge Frau gab sich mit Haut und Haaren dieser Liebe hin. Álvaro gab sich mit seinem Penis dieser Liebe hin.

Bis der Moment kam, in dem Álvaro seinen Penis und das italienische Gesäusel in dem Pensionszimmer verweigerte. Zu Hause war die nachgeburtliche Schonzeit der Frau abgelaufen, weshalb er andere Formen der Erleichterung fand. Er verabschiedete sich von Rosa, als würde er sich von einem Großonkel verabschieden, in dem Wissen, dass er sie nie wiedersehen würde, und das machte ihm nicht einmal etwas aus.

Rosa hielt die Trennung nicht aus. Sie zerschmetterte Gläser, zerriss Kleider und erwog Strichnin. Sie wurde so dünn, dass sie nicht nur Álvaro, sondern auch ihre Hüften verlor. Sie bekam Augenringe, struppiges Haar und büßte ihren Job als Bedienung in einer der Kneipen der Rua Direita ein.

Vermutlich wäre gar nichts weiter passiert mit dieser Mulattin Rosa, die Liebeskummer hatte, weil ihre erste große Liebe sie verlassen hatte. Doch sie war die Tochter Babalaô Oluô Tetés, eines der angesehensten Candomblé-Priester Rios. Und Oluô Tetés Kultstätte in Vila da Penha wurde von den wichtigsten Politikern des Landes besucht. Kutschen aus Botafogo fuhren vor seinem Tor vor, und es entstiegen ihnen Da-

men, die ihre Gesichter unter Hüten und hinter Fächern verbargen. Oluô Teté konnte Kranke wiederbeleben und in toten Sprachen sprechen. Er konnte mit Geistern kommunizieren, Dinge schweben lassen und Regen oder Sonne bringen.

Als Oluô seine Tochter in diesem Zustand sah, tat er, was jeder Vater tun würde: Er ballte die Fäuste und wünschte den Itaker zur Hölle. Der Wunsch war in diesem Fall leicht zu verwirklichen, da er direkten Zugang zu den Quellen hatte. Oluô ließ eine Kuh töten und bat Rosa, die Bettwäsche zu bringen, die sie mit Álvaro geteilt hatte. Er wickelte die Tochter in die blutgetränkten Laken und betete oder fluchte in einer unbekannt Sprache. Das ganze Wochenende über wurden auf dem Hügel von Cariri die Trommeln geschlagen.

Am Montagmorgen begann Álvaro zu trinken.

Rosas Hass war so groß und der Zauber des Vaters so stark, dass die Flüche, mit denen Álvaro belegt worden war, alle trafen, die von seinem Samen gezeugt waren, und das brachte Unheil in das Leben seiner acht Kinder und der sechzehn kleinen Mulatten aus der Zona Norte von Rio.

João starb im selben Monat wie sein Vater. Er sah Ávaros leeres Bett, legte sich mit gekrümmtem Rücken hinein und weinte drei Tage lang, bis ihn die eigene Traurigkeit dahinflachte. Francisca wurde zwei Wochen später krank. Der Arzt sagte, es sei Kinderlähmung, und sie werde nie wieder laufen können.

Witwe wie Kinder erinnern sich ungern an diese Monate der Not. Bekannt ist, dass der dreizehnjährige Carlos zum Oberhaupt der Familie ernannt wurde. Und dass das Verschwinden der Faultiere aus dem Stadtpark Campo de Santana in die Zeit fiel, in der die Familie exotische Fleischsorten ausprobierte.

Kurz darauf wurden sie von einem Verwandten aus Ban-

gu annektiert – damals dienten Familien nämlich als Beispiele für mathematische Mengenlehreübungen. Es war ein Haus mit fünf Zimmern und einem Badezimmer, einem Jesus Christus, der die Fassade beschützte, und Hühnern und Mangobäumen auf dem Hof. Die Teilmenge um Zélia erhielt ein Schlafzimmer und den letzten Platz in der Schlange fürs Badezimmer.

Als Zélia zu Tante und Onkel zog, besaß sie noch immer das Heft mit dem blauen Einband, ein Geschenk des Vaters aus den Zeiten mit wenig Durst. »Darin kannst du aufschreiben, was du über das Leben denkst«, hatte er gesagt. Zélias Ärmchen umschlangen den Hals des Vaters, der Gott mit geschlossenen Augen für die Familie dankte, die dieser ihm geschenkt hatte. Die stümperhafte Prosa der ersten Seiten wandelte sich in den Monaten des Leids zu kunstvollen Passagen. Das Heft war Zélias einzige Habe. Sie versteckte es unter ihrer Matratze, doch die Cousins entdeckten es und deklamierten vor dem Abendessen lachend Auszüge daraus, was die Mutter in Nöte brachte, weil sie die Tochter verteidigte, indem sie ihre Neffen mit dem Gürtel attackierte, woraufhin ihr Bruder wiederum sie attackierte. Was bildete sie sich ein, wo sie in diesem Haushalt doch nur geduldet war?

Als Zélia nicht mehr bei Onkel und Tante wohnte, gab es das Heft bereits nicht mehr. Es war ja alles nur dummes Zeug, also weg damit, in der Hoffnung, dass damit auch der Spott der Cousins verschwände.

Eigentlich wehrte Zélia sich sogar ziemlich lange. Sie wehrte sich gegen die geflickten Kleider und die Unterhosen aus zweiter Hand. Sie wehrte sich gegen die jahrelang getragenen Schuhe, die anfangs viel zu weit und später zu eng waren. Sie wehrte sich gegen das Gelächter der Cousins und die feh-

lende Zärtlichkeit der Mutter, die, wenn sie in dem neuen Heim für fünfzehn Personen Wäsche gewaschen und Essen gekocht hatte, nur noch müde war. Sie wehrte sich gegen die fade Suppe und die Tränen der jüngeren Geschwister.

Aber gegen die Pubertät konnte Zélia sich nicht wehren. Als sie zwei Bohnenknöspchen auf der flachen Brust entdeckte, als sie die von Blutungen begleiteten Schmerzen im Unterbauch spürte, als Lustgefühle und Ängste aufkeimten, bei denen sie nicht wusste, woher sie kamen und wozu sie gut waren, wurde ihr ungebrochener Optimismus gebrochen.

»Zélia hat einen Mund wie eine Schublade!«, riefen die Cousins nun.

Eines Nachmittags, als kaum jemand im Haus war, ging sie ins Badezimmer. Sie schloss sich ein und prüfte vor dem Spiegel ihr Gesicht. Das war nicht mehr das Bild des leicht schielenden Kindes mit der großen Schleife im Haar. Das war das Bild eines Mädchens mit unmöglichen Haaren, unmöglichen Augen und unmöglicher Nase, mit Pickeln, die auf der unmöglichen Stirn sprossen, und einem riesigen Mund mit überdimensionalen Lippen und Zähnen. Einem ausladenden Mund, unnötig groß, exzessiv. Zwei fette Linien, die erbarungslos ihr Gesicht durchschnitten. Zélia starrte gebannt auf das eigene Bild, während sie zu der Meinung fand, die sie zeitlebens von sich haben sollte: Sie war eine hässliche Frau.

In ihrem Schicksal und in ihrem Gesicht stand geschrieben, dass sie unglücklich würde. Die Unsicherheiten, die die Jugend mit sich bringt, mischten sich mit einer nie gekannten Bitternis, die wie Unkraut in ihrer Brust wucherte. Selbst in den ersten Jugendjahren, als Zélia sich noch sagte, *das ist doch Quatsch, denk nicht so was*, und das bittere Unkraut auszupfte, kam es wieder, unaufhörlich, und es wuchs in einem fort. Bis Zélia aufhörte, das Unkraut auszupfen, erneut in

den Spiegel blickte und zu dem Schluss kam, die Hässlichkeit ihres Gesichts und die Traurigkeit des Lebens stünden in Einklang mit der Bitternis in ihrer Brust.

Damals wurde also jene Zélia mit den harten Augen geboren. Einziges Erbe der alten Zélia war das Interesse am Leben, das nun jedoch verzerrt zum Ausdruck kam. Sie lebte nur noch dafür, ihre Mitmenschen in diese grausame Skala einzuordnen, die sie sich zum Verständnis der Welt geschaffen hatte. Zélia wollte und sollte nicht der einzige unglückliche Mensch sein. Von diesem Augenblick an sah sie in allem nichts als Elend und Leid, in den Tatsachen wie den Gerüchten, die sie mit ihrem riesigen Mund verbreitete.

Einen letzten Augenblick der Hoffnung, der ihr ein Leben mit mehr Lächeln verhieß, erlebte Zélia allerdings noch. Es war kurz vor ihrem achtzehnten Geburtstag. Sie schrieb sich seit ein paar Monaten mit einem Cousin zweiten Grades väterlicherseits, er hieß Nicolas Staffa, und seine Familie hatte sich im Süden von Minas Gerais niedergelassen. Nicolas' Vater arbeitete in der Unterhaltungsbranche und entwickelte sich in der Stadt Lambari gerade zu einer einflussreichen Unternehmerpersönlichkeit. Dieser Nicolas schrieb Zélia nun, dass er nach Rio käme, um Geschäfte für seinen Vater abzuwickeln, und dass er bei der Gelegenheit auch den Silvesterball des Karnevalvereins »Club der Demokraten« besuchen wolle. Ob Zélia und ihre Schwestern ihn wohl begleiten würden? Mit einem Kribbeln im Bauch schrieb Zélia die Antwort. Ja, gerne wäre sie mit ihren Schwestern dabei.

Zélia Staffa, Zélia Staffa, dachte das Mädchen lächelnd. Welche Ironie des Schicksals. In den letzten Monaten hatte sie stets ihren Vornamen mit den Nachnamen der jungen Männer, die sie kannte, ausprobiert. Zélia Camargo, Zélia Cavalieri, Zélia Calixto. Wer hätte gedacht, dass unter so vielen Kombi-

nationsmöglichkeiten ihr Name wieder Zélia Staffa werden würde. *Zélia Staffa, Zélia Staffa*. Der Name passte zu ihr.

Zu diesem Zeitpunkt waren Zélia das Ausmaß ihres Mundes und der daraus resultierende Anlass zu Kummer bereits bewusst. Doch ihre Hoffnungen lagen in dem Briefwechsel mit Nicolas, und zwar aus zweierlei Gründen: Erstens, weil sie sich bereits kennengelernt hatten und es dem jungen Mann völlig freigestanden hätte, nach Kenntnis ihrer Gesichtsexzesse die Korrespondenz mit Zélia einzustellen. Zweitens, weil Zélia, wenn sie schrieb, zu einer der interessantesten Frauen ihrer Zeit wurde.

Zélia dachte nur noch an den Ball. Sie trällerte leise, flocht sich zum Spaß Zöpfe und lächelte in diesen Tagen zum letzten Mal das Lächeln ihrer Kindheit. Sie nähte sich ein Kleid, ein hellrosa Modell mit Glockenrock und Puffärmeln. Sie nähte sich ein Bolerojäckchen aus Spitze für den Moment des Betretens und Verlassens des Ballsaals. Sie kaufte sich neue Handschuhe, investierte in einen Hut, den sie in Raten abbezahlte, und borgte sich die Ohrringe ihrer älteren Schwester. Sie befolgte die Schönheitstipps aus dem *Jornal das Moças*, der Zeitung für die junge Frau. Zur Entspannung der Augen legte sie Gurkenscheibchen auf die Lider, die Haare tränkte sie mit Aloe-Vera-Saft und den Körper badete sie mit Jodwasser, damit die Haut amberfarben würde. Am Balltag war Zélia so glücklich, dass sie sich sogar hübsch fühlte.

Doch es wurde kein guter Ball für sie. Der Nicolas dieses Abends schien nicht derselbe zu sein wie jener, der ihr die Briefe geschrieben hatte. Er gab sich höflich, aber verhalten. Lächelnd, aber reserviert. Die Unterhaltungen brachen nach dem dritten Satz ab. Zwischen ihnen beiden lagen mehr Kilometer als zwischen Lambari und Rio, eine Distanz, die sie

in den Monaten der Korrespondenz so einfach hatten überbrücken können.

Gegen Mitternacht hörte Zélia auf, die lustvollen Stunden herbeizusehnen, die sie sich vorgestellt hatte, als sie Nicolas' Briefe las. Sie sagte zu dem jungen Mann, sie müsse ihre Schminke auffrischen, und ließ ihn mitten im Saal zurück. Nicolas sagte nicht ja, nicht nein, sondern nickte nur. Zélia wandte sich um und brach innerlich zusammen. Die interessante Frau, die sie gewesen war oder die sie geglaubt hatte, für Nicolas zu sein, verwandelte sich in ein trauriges, unsicheres Mädchen. Mit jedem Schritt Richtung Toilette nahm ihre Unsicherheit zu. Als sie auf halbem Wege ihr Aussehen in dem Wandspiegel prüfte, sah sie nur noch den leicht schiefen Rock, die viel zu puffigen Ärmel und einen grauenhaften Schubladenmund.

Nicolas' Schweigsamkeit veränderte das Bild, das sie von sich selbst hatte. Sie kam zu dem Schluss, dass niemand auf dem Ball gern an ihrer Seite wäre. Sie wusste sich nicht zu kleiden. Ihr Haar war nicht so gewellt, wie es sein sollte. Das Rouge, das ihrem Gesicht ein wenig Reiz verliehen hatte, war bereits verblasst. Und dieser rote Lippenstift, den sie aufgetragen hatte, warum hatte sie nur diesen roten Lippenstift benutzt? Er war auffällig wie eine rote Ampel. Zélia suchte sich einen Platz in einer Ecke des Saals, und dort blieb sie den restlichen Abend sitzen. Sie wollte sich in Luft auflösen, doch das war nicht möglich. Ihr Mund würde nicht verschwinden.

Der größte Fehler des Abends sollte jedoch nicht das Kleid, das Haar oder der Lippenstift sein. In jener Ecke des Ballsaals saß Plínio, ein junger Mann mit dünnem Hals und einem Blick, der so verängstigt war, als müsste er schon die ganze Zeit über Pipi machen. Plínio war es gewohnt, sich zurückzuziehen, und er fühlte sich wohl in diesem verborgenen Winkel. Als

Zélia sich ihm näherte, sah er nicht, dass ihr Haar zu wenig gewellt oder ihr Mund zu groß war. Er sah nur eine junge Frau, die offensichtlich wie er die Winkel liebte.

Sie heirateten im Jahr darauf. Plínio Correia sollte vierzig Jahre lang dieselbe Funktion als Filialleiter der Companhia Light von Rio de Janeiro innehaben. Sein Gehalt sollte nie großartig und nie jämmerlich sein, sein Ehrgeiz stets zwischen null und beinahe null schwanken. Er erwartete nichts vom Leben außer einem Perpetuum mobile, und alles Unbekannte stellte für ihn eine Bedrohung dar. Das einzige Abenteuer in Plínios Leben war ein fünftägiger Ausflug nach Foz do Iguaçu. Er sollte auf diese so typische Weise mit Zélia alt werden, die darin bestand, sich jeden Tag ein wenig mehr voneinander zu entfernen.

Zélia sah in der Heirat die Lösung für ihr unglückliches Leben in Bangu. Doch dann sah sie ihre Ehe als einen Fehler an. Einen Fehler, der jede Nacht neben ihr schnarchte. Wenn sie Plínio mit offenem Mund schlafen sah, dachte Zélia an die Mittelmäßigkeit ihres Lebens. Sie dachte an Nicolas und daran, dass sie an diesem Abend etwas mehr hätte insistieren müssen. Sie dachte daran, dass sie die Casino-Königin von Lambari hätte werden können statt die Frau eines Armleuchters aus Tijuca.

Was Zélia nicht wusste, war, dass Nicolas' Distanziertheit auf dem Ball nichts mit ihrem mangelnden intellektuellen Vermögen oder ihrem unvollkommenen Äußeren zu tun hatte. Der junge Mann, der in Lambari nur anderthalb Dutzend Frauen in heiratsfähigem Alter kannte, erlitt an diesem Abend eine Gefühlsexplosion, als er auf dem Ball der Demokraten all diese interessanten Bewohnerinnen Rio de Janeiros erblickte. *Diese Stadt ist das Paradies*, dachte er. Es fiel ihm nicht schwer, seine Prioritäten zu ändern und die Ehe hint-

anzustellen, um zuvor noch ein paar Jahre experimentieren zu können.

Vielleicht war es ja das Werk Oluô Tetés, der, nachdem ihn die achte Dunkelhäutige enttäuscht hatte, die Geduld verlor und sämtliche Frauen Rio de Janeiros verwünschte. Tatsache ist jedenfalls, dass die Cariocas seit den Zeiten von Rosas Mutter unter dem Fluch leiden, hübsch, intelligent und zahlreich zu sein, so zahlreich, dass die Männer aus der Stadt sich den Luxus erlauben können, nicht nur eine auszuwählen.

So gelangte Zélia nach Tijuca, und ihr war klar, dass sie nie mehr von dort wegkommen würde. Es war eigentlich kein schlechter Ort zum Leben. Viel besser jedenfalls als dieses Hinterzimmer, das sie in Bangu bewohnt hatte. Nur dass diese neue Zélia es nicht schaffte, die Geschenke des Lebens als solche zu sehen. Sie sah nur den mittelmäßigen Ehemann, die nicht besonders hübschen Kinder, das bescheidene Heim. Sie war umgeben von Makeln. Das Mädchen, das einst ein blaues Heft besessen hatte, erforschte zwar weiterhin die Welt, doch nur, um in ihrer Umgebung all diese Fehler zu finden, die nur sie sah.

Wenn die Nachbarin sie nicht grüßte, dann nicht deshalb, weil sie sie nicht gesehen hatte, sondern weil sie sie nicht sehen wollte. Wenn in der Guave ein Wurm war, dann deshalb, weil der Händler auf dem Markt es gewusst und sie übers Ohr gehauen hatte. Wenn Dona Irene dick wurde, dann deshalb, weil sie unglücklich war, und wenn sie abnahm, dann deshalb, weil sie deprimiert war. Wenn die Bäckerstochter an der Kasse mithalf, dann deshalb, weil sie einen Mann finden wollte, und wenn sie nicht mithalf, war es deshalb, weil sie faul war. Wenn die Patentochter gute Noten bekam, wollte

sie angeben, wenn sie das Zeugnis versteckte, war sie ein Dummchen.

»Und du Nichtsnutz kannst auch nur Radio hören, was?« Zélia verschränkte die Arme vor der Brust und reckte das Kinn, als sie mit ihrem Mann sprach.

Plínio, der in seinem Eckchen saß, antwortete nicht. Er war von diesem Übel befallen, unter dem so viele Männer nach einigen Jahren Ehe leiden, dem Schweigeschwur. Schon nach der Kupferhochzeit war die Anzahl der Silben, die er von sich gab, geringer als die der Rülpsen.

Zélias ständige Unzufriedenheit schlug sich schließlich auf ihr Aussehen nieder. Wenn sie den Kürbis schälte, wenn sie den verstopften Abfluss der Spüle säuberte, wenn sie die höheren Regalbretter abstaubte, schnitt Zélia alle Arten von Grimassen, die anfangs gar nicht zu dem jungen Gesicht passen wollten, später jedoch Teil ihrer natürlichen Gesichtszüge wurden.

Ihre Augen bekamen rote Ringe von den schlecht geschlafenen Nächten. Denn wenn die glückliche Zélia in ihrer Kindheit gegen den Schlaf gekämpft hatte, so verlernte die Zélia der späteren Jahre das Schlafen. Und wie gut hätte ihr in diesem öden Dasein doch ein Schläfchen getan! Aber nein. Zélia tat nächtelang kein Auge zu und vergrößerte die roten Ringe und die schlechte Laune. Die in den unbeschwerten Jahren ersehnte Schlaflosigkeit wurde nun zu einer Bürde, die sie den langen Rest ihrer Tage tragen musste.

Nach einiger Zeit betrachtete Zélia sich im Spiegel und wandte angewidert das Gesicht ab. Es war schwer zu sagen, ob sie verbittert war, weil sie hässlich war, oder ob sie hässlich war, weil sie verbittert war. Das Fenster war ihre Rettung. Dort konnte sie alles sehen, was nicht sie selbst war. Und dort sah sie auch Eurídice, diese junge Frau, die sich in ihrem

Heim nicht so ganz wohlzufühlen schien und die die Urteile verdiente, die Zélia so gern von sich gab.

»Bankrott. Das könnt ihr mir glauben. Eurídice kann heute vielleicht Festmahle ausrichten, aber in ein paar Jahren wird sie von Maismehl leben müssen.«